

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 23

Artikel: Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 23 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

5. Juni 1937

Abendlied eines Bauernmannes

Von Matthias Claudius

Das schöne, große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf.
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann Tisch auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum!
Da pflegt es abends gut zu schmecken
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste;
Denn hör, mich hungert's sehr!
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her!

Es leuchtet uns bei unserm Mahle
Der Mond so silberrein
Und guckt von oben in die Schale
Und tut den Segen drein.

Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

23

„Würden Sie, Anna-Maria, morgen mit mir einen Spaziergang machen? Wenn Sie es als notwendig erachten, würde ich Ihren Herrn Bruder davon unterrichten.“

„Ach“, sagte Anna-Maria, — denn auch sie war irgendwie glücksberaubt und dem Alltag untreu geworden. „Das ist nicht nötig. Ich bin für mich selbst verantwortlich.“ Sie lachte. Es kam ihr wunderbar vor, für sich selbst verantwortlich zu sein in einer Liebesangelegenheit. Daß es das war, spürte sie.

„Wann darf ich Sie abholen?“ fragte der Seladon.

„O, so früh Sie wollen.“

„Wir haben uns den ganzen Abend Sie gesagt, nicht „du“, wie alle andern. Würden Sie nicht erlauben . . . würdest du es nicht erlauben . . .“

„Ja, natürlich, gerne“, sagte Anna-Maria. „Gerne.“ Und sie tranken Brüderschaft, wie es sich gehörte übers Kreuz, und die Nachbarn, die nun doch etwas merkten, schrien bravo. Anna-Maria und der Ritter gaben sich einen Kuß, dabei sah sich Anna-Maria nichteinmal um, ob jemand es gesehen habe. Sie war ja wiederum siebzehn Jahre alt geworden . . . ja, siebzehn. Sie fühlte es deutlich, wie die Jahre von ihr abfielen. Unter dem Tisch faltete sie die Hände, dankbar und andächtig. Denn ihr mochte geschehen was wollte, Weltliches und anderes,

sie erfaßte alles mit Andacht. Für Anna-Maria endete dieser merkwürdige Ball herrlich und wunderschön.

Jorinde verdient ihr Brot

Es war beinahe zu erwarten, daß nach den herrlichen Sommertagen, dem Himmel ohne Wolken, dem Ueberfluß an Obst, der sorglosen Ernte, das Wetter sich ändern würde. Jedermann erwartete es, niemand war erstaunt, nicht einmal betäubt, denn nach so vielen schönen Tagen und so vielen sternklaren Nächten, mußten ja Wolken und Nebel wiederum zu ihrem Recht kommen. Das war nun einmal so. Das weiß doch seit langem jeder, daß da irgendwo die Dämonen zweiter Klasse sitzen und darauf lauern, einem schlechtes Wetter, Kopfschmerzen und Ärger zu bringen. Weiter bringt diese Art es nicht. Die erster Klasse haben allerdings Wichtigeres, für uns Unangenehmeres, für sie Angenehmeres zu tun. Die stöbern zum Beispiel in solchen trüben Zeiten die Gewissen auf, sie helfen dem sonst sanft schlafenden Gedächtnis eines solchen Verfolgten bis ins dritte Jahr hinunter auf die Beine. Sie erinnern ihn an die Stunden, in denen er sich blamiert hat. Sie rufen Dinge zurück, die dem, der sie begangen, die Schamröte ins Gesicht treibt. Sie flüstern und lachen, zeigen mit dem

langen und dünnen Finger auf des Unglücklichen Herz und flüstern hämisch: „Du bist der Mann.“ Und die dieses Amt unter sich haben, das sind die Gehässigten von allen. Sie können den Armen dazu bringen, sich selbst zu verachten, was doch gar nicht in der menschlichen Natur liegt.

Solche Tage stellten sich nun nach dem Sommer-Fastnachtsfest ein.

Es war Sonntag. Die Gebrüder Zumbrunn wollten, nach ermüdend langweiliger Zwiesprache beim Mittagessen, den Nachmittag dadurch erhellen, daß sie, wie sie es immer getan, zusammen musizierten: Ulrich am Klavier und Andreas beim Cello. Es lag nicht am Klavier und es lag nicht am Cello, daß der harmonische Zusammenklang fehlte. Noch einmal, sagte Andreas. Und noch einmal, sagte Ulrich. Einmal der, einmal der andere. Als sie sich eine Stunde lang abgemüht hatten, schlug Andreas vor, aufzuhören. Ulrich war einverstanden, denn es hatte nichts genützt, daß sie Licht machten, daß sie die Instrumente neu aufeinander abtönten, und daß Andreas seinen Bogen bestrich, es stimmte nicht. Sie ruhten eine Weile, und darauf zündeten sie sich ihre Zigaretten an.

„Weißt du etwas von Fräulein Steffen?“ fragte Andreas.

„Nein“, sagte der Bruder. Mehr sagte er nicht. Ulrich hatte unter der Hand Nachforschungen angestellt. Im Pfarrhaus, bei Lehrer Handmann, im Gasthaus, in dem Jorinde zuletzt gewesen, überall, aber niemand wußte etwas von ihr. Auf der Liste, die allerdings Andreas besaß, und um die Ulrich nicht bitten wollte, war eine ziemlich lange Pause eingezeichnet zwischen dem letzten und dem nächsten Erzähltag. Wo mochte Jorinde diese Tage zubringen? Die Herren Zumbrunn fuhren öfters als es ihre Pflicht war, im Lande herum, immer jeder einzeln, nie beide zusammen.

Nie trafen sie ein junges Mädchen mit einem Rucksack auf dem Rücken und einem weißen Filzhütchen auf der Landstraße. Keiner mochte den andern ausforschen. Der eine nicht um seines schlechten Gewissens willen. (Gewöhnlich brauchte es viel, sehr viel, um ihn in dieser Beziehung aus dem Gleichgewicht zu bringen.) Der andere aber wollte um der Verlassenheit seines Herzens willen nicht fragen. So schwiegen sie beide.

Andreas bemühte sich ernstlich, seinem Bruder gegenüber gerecht zu bleiben. Er suchte Neid und Eifersucht zu bekämpfen, ja zu verleugnen, sogar zu tadeln — eine nicht ganz ehrliche Sache sich selbst gegenüber — aber so recht wollte ihm das alles nicht gelingen. Ihm war am wohlsten, wenn er seinen Zwilling gar nicht sah. Die Tage mehrten sich, an denen der Hausdame telephonierte wurde, daß der Herr Andreas Zumbrunn nicht zum Mittagessen heimkommen werde. Als er aber in einem der eleganten Gasthäuser, oder bei Freunden, oder irgendwo in einem abgelegenen Wirtshaus und bedachte, daß er daheim in seinem behaglichen Zimmer sitzen könnte, so packte ihn die Reue. Nicht lange. Warum sprach Ulrich nicht mit ihm? Warum sagte er ihm nicht, daß er und Fräulein Steffen einig waren? Warum sagte er kein Wort von seinem Glück, er, der ja nicht wissen konnte, wie es um ihn, Andreas, stand? Hatte ihnen nicht vor Jahren eine Kartenkundige prophezeit, daß sie beide die gleiche Frau lieben würden? Andreas sagte sich damals, daß er eben dann zu gehen habe, denn wegen einer Frau oder einem Mädchen würden sie sich nicht entzweien. Dazu war ihre brüderliche Freundschaft ihnen beiden zu wertvoll.

Nun war der Augenblick des Gehens gekommen. Er nahm sich vor, mit Ulrich zu sprechen. Er würde sich zusammennehmen und sich nichts anmerken lassen. Er wollte mit größter Gleichgültigkeit, aber bestimmt, zielbewußt, vorschlagen, daß sie ernstlich nach Fräulein Steffen forschen wollten. Bis jetzt sei es nur oberflächlich geschehen, wie man sich eben nach einer Bekannten

erkundige. Nun aber sei ihm bange geworden. Ulrich werde dann reden müssen, dachte Andreas. Es sei doch sehr sonderbar, daß Ulrich ihm gegenüber schweige, er, der doch der Glückliche sei. Stoisch werde er, armer Teufel, jede Nachricht ertragen.

Ulrich wich dem Bruder aus. Der wiederum sagte sich, daß Ulrich wissen müsse, wo Jorinde sei. Gut, wenn er nicht reden will, so soll er es bleiben lassen. Sie gingen aneinander vorbei wie Eisberge.

Die Tage, die seit dem weißen Ball verstrichen waren, durften unter den vielen, die Jorinde schon erlebt, zu den schlimmsten und traurigsten gerechnet werden. Mehr als das. Zu den unerträglichsten. Im Pfarrhaus wollte Jo nicht mehr bleiben. Was sollte sie im schneeweißen Zimmer oben, neben der Laube mit den Maulbeeren (die reif wurden)? Was sollte sie am Tisch des Herrn Pfarrers, der eine so hohe Meinung von ihr hatte? Der wie ein Vater war ihr gegenüber? Was sollte sie neben Anna-Maria, die in unerforschlichen Variationen von ihrem Ritter erzählte, der nur seine Wahl abwartete, um in Pfarrer Kollers Haus einzufallen, um ihm sein einziges Schäflein zu rauben?

Nicht nur war es sehr, sehr langweilig, die Liebesangelegenheit einer andern anhören zu sollen, sondern es war auch schmerzlich für Jo. Sie hatte sich selbst alles genommen, was ihr wert gewesen war. Zuerst ihre eigene Achtung. Die hatte sie gründlich verloren, und es brauchte keinen Dämon erster Klasse dazu, um sie damit zu quälen. (Daß es eben der Arbeit dieses winzigen Riesen zu verdanken war, wußte Jorinde nicht.) Schmerzlich erschüttert und immer von neuem warf sie sich vor, daß sie sich schlecht benommen habe, gewöhnlich, nicht viel anders als Man, schien es ihr in diesen Regentagen.

Da saß sie hinter den Scheiben und weinte. Starrete hinaus und konnte nicht vergessen, nicht verwinden und nicht verzeihen, daß sie erstens Ulrich geküßt hatte, zweitens ihn geküßt hatte, weil sie zu viel Champagner getrunken, und drittens, daß sie Ulrich geküßt und nicht Andreas. So eine also bin ich, und habe mich geehrt und für prima Eins A gehalten. Viertens... ach, nicht daran denken! Den F a l s c h e n habe ich geküßt. Nicht den Zarten, den Gütigen, nein. Das habe ich mir angetan. Aber die Strafe ist schon da. Ich höre nichts mehr von Andreas. Ich habe meinen Wanderer verloren. Aber er hat es ja gar nicht gewußt, und der Ulrich kann es ihm doch nicht gesagt haben? Das glaube ich nicht vom Ulrich, wenn ich ihn auch gar nicht mehr leiden kann. Er ist viel älter als ich, er hätte es mir sagen sollen, wie das ist mit dem Champagnertrinken. Perkeo hätte das ja nie erlaubt, und... wenn er wüßte, daß ich jemand im Ballsaal... jemand, den ich gar nicht liebe, geküßt habe! Das würde ihn sehr betrüben. Nicht wegen dem Ruß, aber wegen dem andern. Und Mama? Ich kann ihr ja gar nicht mehr schreiben. Ich schreibe nur Kärtchen. Gebe Adressen, und ich habe so Heimweh nach Andreas. Viel mehr als vorher.

Vielleicht fände er es nicht so schlimm. Wenn ich es ihm einfach sagte? Ihm schreibe, warum ich gar nichts mehr von mir hören lasse? Entweder verachtet er mich dann, und es ist aus mit unserer Freundschaft. Oder er denkt nicht so arg schlecht von mir, und dann kommt er, und ich kann ihm alles noch einmal mündlich sagen. Ja, ich will ihm schreiben. Sie schrieb auch, aber sie schickte den Brief nicht ab und verbrannte ihn.

Es waren mancherlei Dinge geschehen seit dem fernen, so leuchtend begonnenen und so trübe beendeten Ball. Jorinde hatte einen Brief von Xaver, dem zweitältesten Skifreund, erhalten. Sie hatte ihn immer gerne gemocht, aber doch nicht so gerne wie den Ältesten. Sie hatte nicht recht gewußt, was sie von ihm zu halten habe, denn er war sehr verschlossen. Man

kannte kaum seine näheren Verhältnisse. Er war fremd in der Stadt. Einmal hatte sie gesehen, daß der Älteste ihm Geld gab, und sie hatte angenommen, daß es sich um eine allgemeine Ausgabe handle, die Xaver für alle zu besorgen habe.

Nun bat er sie um Geld. Um viel Geld. Er gehörte zu einer Vereinigung von Gymnasialisten, deren kleine Beträge er verwaltete. Er hatte da und dort davon genommen, das Geld ersetzt, wiederum sich bedient, und stand nun vor der Entdeckung, die er nicht würde überleben können, wie er schrieb.

So war ratlos. Wie kann man solch eine Dummheit machen? Ja, wie kann man? Sie auch hatte getan, was sehr viele nie billigen würden. Aber etwas zu begehen, von dem man ja wissen mußte, daß es zuletzt schief ausging? So etwas war doch gegen die Ehre eines Mannes, und auch gegen die eines Jungen, die sich ja als fertige Männer betrachteten. Was soll ich tun? dachte Jo. Sie zählte ihr Geld. Gut sah das nicht aus. Der Ball hatte viel gekostet, wenn man auch nur Papier benutzt hatte. Aber auch Papier hat eben seinen Preis und besonders geripptes. Und dann alles andere, Schuhe, Handschuhe, Gürtel und — ach, alles kostet Geld. Dazu hatte sie in diesem Monat zweimal Märchen in armen Dörfern erzählt, und sie hatte ihren Unterhalt selbst bezahlen müssen. Sie hatte es vorher gewußt, ihr war das ganz recht gewesen, nur hatte sie des schlechten Wetters wegen zweimal auf der Bahn fahren müssen. Und der Sold war schon beinahe ein Almosen.

Ja, was soll ich nur machen, dachte Jo nachdenklich. Es reicht ja kaum, um Xavers Schuld zu begleichen, der seine junge, wacklige Ehre verlieren soll. Das darf nicht sein. Es war genug, daß sie sich schämen mußte. Zwei in ihrer Schichte das Geld. Aber eine große Sorge legte sich auf ihr Haupt. Wovon soll ich nun leben?

Mit was soll ich Nachtlager und Essen bezahlen? Beinahe einen Monat muß ich ja warten, bis ich wieder Sold einheimen kann, dann freilich dreimal in der Woche. Zuerst: hier mußte sie fort. Sie war noch in Bonwil und war gut untergebracht und aß gut, und hatte wiederum eine freundliche Frau Wirtin um sich, die ihr manches erzählte und sie bediente. Wenn sie aber kein Geld mehr hatte, konnte sie ja hier nicht bleiben. Es fiel ihr zum ersten Male ein, daß, wenn man es auch weniger gut habe, man auch weniger bezahlen müsse, und umgekehrt.

Jo schnürte also ihr Bündel, bezahlte, was sie schuldig war, ließ sich von der Wirtin ein großes Schinkenbrot und zwei Äpfel in den Rucksack stecken und ging fort. Ihr war, als liege eine sichtbare, eine schwere Last auf ihrer Schulter. Mit dem berühmten „Weißen Roß“ in Wolterswyl war es also nichts. Das hatte ihr Perkeo besonders gerühmt, und auch Andreas, der die Liste mit ihr durchgegangen war, hatte ein Kreuz zu dem Namen gemacht. Sie mußte eben fragen, wie die andern Gasthäuser, Wirtschaften oder Pinten hießen. Eine Pinte wollte sie, als die Tochter Doktor Steffens, lieber vermeiden.

Wiederum ging und ging sie, und die Last wich nicht von ihrer Schulter. Ein Handwerksbursche schloß sich ihr an.



Segler auf dem Thunersee

Er war nicht unsauber. Er war nicht gerade häßlich. Er war nicht betrunken, oder sonst ekelhaft. Aber was sagte er: Wo kommen Sie her, wo gehen Sie hin, was wollen Sie tun, warum wollen Sie das tun, endlos fragte er. Und jedesmal nickte er mit dem Kopf so stark, als wolle er sich köpfen lassen.

Der Wanderer, dachte Jorinde. Als ich damals mit dem Wanderer...

„Was gibt es denn für Wirtschaften in Wolterswyl?“ fragte sie widerwillig, denn sie war froh, als er endlich schwieg.

„Da gibt es das Weiße Roß, den Ochsen, auch sehr gut, den Stern, so, so, la la; die Alpenrose, so für unsereins, und das Pintli. Nicht zu empfehlen, Wanzen.“ Jo sah den Burschen an. „Wanzen?“ fragte sie. „Gibt es denn noch Häuser mit Wanzen?“ Der Bursche lachte laut.

„Sie müssen ja Millionär sein, wenn Sie das nicht wissen. Wanzen? Ich wohne nie anders.“ Jo machte unwillkürlich einen Satz zur Seite.

„Sie können nicht hüpfen“, sagte der junge Mensch, und lachte. Zum Glück bog er ab nach links und Jorinde ging dem Wegweiser nach, nach rechts weiter. Nun wußte sie Bescheid. Wer kein Geld mehr hat, geht nicht in das Roß und nicht in den Ochsen — was für ein herrlicher Gedanke für Leute, die

Hunger haben — fndern er geht in die Alpenrose. In das Pintli — lieber im Freien übernachten, sich erkälten, eine Lungenentzündung bekommen und sterben. Alpenrose ist ja schon, auch schon . . . billig genug. Nach einer zweiten Stunde Gehens stand sie vor dem Wirtshaus, das einen blühenden Blumenstrauß auf seinem Schild gemalt trug. So ging bescheiden die Stufen hinauf, bog in dem dunklen Gang in die Wirtsstube ein, und setzte sich auf die Bank, die sich der Wand entlang hinzog. Es war fünf Uhr abends, und die Stube war schon voll Rauch. Die Männer saßen und spielten Jaß. Die Wirtin schoß hin und her, trug unzählige Biergläser in einer Hand, stellte sie dröhnend ab, wischte mit dem Tuch, immer demselben, das verschüttete Bier weg, und sauste zurück zum Schanktisch. Von allen Seiten rief man sie, und als sie endlich auch bei Jo anfragte, was beliebt, entschuldigte sie sich, daß ihr die Kellnerin fortgelaufen sei, und sie nun bedienen müsse, und daß sie darum unten in der Küche und in der Wirtsstube nicht fertig würde. Ob das Fräulein etwas essen wolle. Warmes gäbe es nicht viel: Eier, kalten Schinken, eine Röstli, Kaffee . . . So bestellte Kaffee und Röstli. Ob das billig genug ist, dachte sie, und plötzlich kam ihr ein lichter Gedanke, das Einkommen betreffend.

Als die Wirtin ihr das Essen brachte — es hatte lange gedauert — setzte sich Jo gerade, machte eine resolute Miene und fragte die magere, abgehegte Frau, ob sie sie als Aushilfe für die Küche annehmen wolle, oder als Kellnerin, ihr sei jede Arbeit recht, und sie mache es billig. Sie sehe, daß die Frau Wirtin in Not sei. Ihre Sache eile nicht, einen Monat habe sie Zeit. Einen Augenblick befann sich die Frau.

„Was könnt ihr denn?“

„Das, was Sie jetzt tun, das kann ich auch, außer dem Heben der vielen Gläser. Und aufwaschen kann ich und sauberhalten auch.“ (Stubenecken, Jorinde . . . hörte sie Claudia sagen.)

„Seid Ihr zufrieden mit zwanzig Franken im Monat? Trinkgelder gibt's ja auch.“

„Trinkgelder“, fragte Jorinde, „für mich?“

„Natürlich“, sagte die Wirtin stolz, „bei mir geht keiner fort, ohne der Kellnerin eines zu geben. Das wäre noch schöner. Und das Neumodische mit der Trinkgelderablösung, das ist doch Schwindel“, meinte die Wirtin.

„Ich nehme Ihr Anerbieten an“, sagte Jo. „Aber ich muß ein eigenes Zimmer haben.“

„Gut, bis heute Abend mache ich eines frei. Ihr müßt derweil hier unten bleiben. Neben der Küche ist ein kleines Stübchen, da könnt Ihr Euch aufhalten. Ihr werdet heute Abend zu müde sein, um bedienen zu können?“

„Ja, aber ich will gut aufpassen und zuhören, wie Sie es machen. Morgen geht's dann schon.“ Die Wirtin holte ihr noch ein Glas schöne, gelbliche Milch.

„Die nehmt hinüber ins Stübli, und trinkt sie, ehe Ihr zu Bett geht. Das ist Milch von der gefleckten Emmentalerin, die tut's nicht anders.“ Und die freundliche Wirtin lief davon und ließ Jorinde in einem verstörten Zustand zurück. Wenn das Berkeo wüßte! Der dürste das schon wissen. Das betraf nur den Stand, das „Prestige“ im kleinen. Nicht wo man stand, aber wer da stand, darauf kam's an. Bin ich etwa zu gut, um als Kellnerin zu bedienen, dachte sie. Das ist eine schöne und gute Gelegenheit, meine böse Sache aus der Welt zu schaffen. Denn das ist gewiß und sicher, und das kann sich mein Gewissen merken: ich bin hier ohne Murren einen Monat lang Kellnerin gewesen, so habe ich abgebüßt. Dann will ich nichts mehr von ihm hören. Dann bin ich wieder Meister. Und weil ich das sicher und gewiß tun werde, so bin ich jetzt schon zur Hälfte Meister geworden. Und über die andere Hälfte werde ich es. So.

Um zehn Uhr führte ein kleines Mädchen, wahrscheinlich der Wirtin Töchterlein, Jo hinauf in ihr Zimmer. War es klein, so war es doch dunkel, und war es dunkel, so waren doch die Tapeten verkratzt und mit Bleistiftzeichnungen versehen, die unschwer erraten ließen, daß hier ein männliches Wesen gehaust hatte, dem die Kunst bei seinen Taten Nebensache war. Das Bett aber war sauber bezogen, über der Kommode lag ein weißes Tuch, und der Boden war aufgewischt. Es brannte sogar eine elektrische Lampe.

Das kleine Mädchen sagte, daß die Jungfer hier schlafen dürfe, es sei Samis Stube, und er hätte geflucht, daß er hinaus müsse. Nur weil's eine so schöne Jungfer sei, hätte er nachgegeben. Sonst hätte er Krakeel gemacht, hätte der Sami gesagt, fügte das Kind hinzu. Jo war müde, und diese Müdigkeit half ihr, die erste Hälfte ihres vom Gewissen schwer bedrohten Ball-Erlebnisses zu vergessen. Ihr Wille half nach, und nach einer halben Stunde schlief Jorinde gut und ruhig in des Sami frisch bezogenem Bett. —

Um sieben Uhr klopfte es an die Türe. Aufstehen. Um halb acht war sie unten und saß mit der Wirtin zusammen an einem kleinen Tisch, der mit einem rot und blau gewürfelten Tuch bedeckt war, und auf dem Tassen und Teller standen, Brot, Butter und eingemachtes Kirschnus.

„Das Essen bekommt Ihr gut bei mir“, sagte Frau Zwahlen.

„Das sehe ich“, antwortete Jo freundlich.

„Zuerst ist nun die Wirtsstube zu wischen, aufzuwischen, die Tische zu waschen, und Gläser zu spülen. Dann ist Wäsche aufzuhängen — die July wascht seit fünf Uhr. Dann müssen die Tische gedeckt werden. Hier auf dem Nebentisch stellt Ihr die Schwarz-Kaffee-Tassen bereit, den Zucker da auf die Tellerchen, zwei Stück für jeden, Salzfüßer auf die Tische. Am Pensionärstisch gibt's heute frische Tischtücher. Da sind die Decken für die Spieler und die Karten. Neue kosten fünfunddreißig Centimes. Habt Ihr eine weiße Schürze?“

„Nein.“

„Ich leihe Euch eine.“ Das Frühstück war beendet und die Lehrstunde auch. Jorinde stellte die Stühle auf die Tische — sie hatte ja alles schon irgendwo gesehen, nur hatten es stets andere getan — und begann, den Boden zu wischen und dann mit einer kleinen Spritze zu bespritzen. So, daß es lauter Achter gab, wie die Wirtin es vorschrieb. Erst gab's Nullen und Sechser, zuletzt aber doch Achter. Dann kamen die übrigen Weisungen an die Reihe, und endlich war es Mittag und die Wirtin trug die Suppe auf. Jorinde stand bereit mit einer Serviette in der Hand.

Fortsetzung folgt.

Nach dem Regen

Die Vögel zwitschern, die Mücken
Sie tanzen im Sonnenschein,
Tiefgrüne, feuchte Neben
Gucken ins Fenster herein.

Die Tauben girren und kosen
Dort auf dem niederen Dach,
Im Garten jagen spielend
Die Buben den Mädeln nach.

Es knistert in den Büschen,
Es zieht durch die helle Luft
Das Klingen fallender Tropfen,
Der Sommerabendduft.

Ada Christen.